



Mit Hilfe genauer Statistiken wird gezeigt, wie sehr die Entwicklung einer literarischen Öffentlichkeit einerseits durch die Zensur, andererseits durch das Stagnieren des Verlagswesens beeinträchtigt wurde. Da in Wien drei Verleger (Gerold, Strauß, Wallishausser) dominierten, war kein Antrieb zu verlegerischen Innovationen vorhanden, während die Autoren selber nicht in der Lage waren, eigene Verlagsunternehmen zu gründen. Besonders einleuchtend ist die Feststellung, dass das Fortbestehen der Salonkultur in Wien als Ersatz für andere, zeitgemäßere Formen der Öffentlichkeit (politische Zeitschriften, Vereine usw.) zu verstehen ist.

Kucher beschränkt sich aber nicht auf die Wiener Verhältnisse. Es ist dieser Studie als besonderes Verdienst anzurechnen, dass Kucher, der sich in seinen früheren Arbeiten als ein herausragender Kenner der italienischen Literatur ausgewiesen hat, den Versuch unternimmt, die Literaturproduktion der gesamten Habsburgermonarchie, wenigstens andeutungsweise, in den Blick zu bekommen. So berichtet er über den Aufschwung der literarischen Öffentlichkeit in Prag, wo sowohl die deutsch- als auch die tschechischsprachige Publizistik weit engere Beziehungen zu Leipzig als zu Wien unterhielt. Ein Beispiel dafür ist die 1837 gegründete Zeitschrift ›Ost und West‹, die nicht nur die slawische Literatur in den deutschen Sprachraum vermittelte, sondern auch ein weites Spektrum deutscher Schriftsteller mit liberaler Tendenz bei fast völliger Aussparung ihrer österreichischen Kollegen zu Wort kommen ließ. Nicht nur im Vergleich zu Deutschland, auch innerhalb der Habsburgermonarchie erwies sich die Entwicklung der Literatur als ungleichzeitig: hat doch Ungarn eine reichhaltige realistische Romanliteratur aufzuweisen, deren Hauptvertreter József Eötvös und Mór Jókai sind, während sogar das deutschsprachige Verlagswesen in Pest mindestens so lebhaft war wie in Wien. Kucher weist insbesondere auf die Bedeutung von Stifiers Verleger Gustav Heckenast hin, der in den 1840er-Jahren den Almanach ›Iris‹, einen erstrebenswerten Publikationsort für österreichische Autoren, herausgab. Besondere Aufmerksamkeit kommt der Literaturszene in Lombardo-Venetien zu, wobei Kucher die Schlüsselrollen von Carlo Cattaneo und Silvio Pellico herausstreicht. Der Dramatiker und Revolutionär Pellico, der acht Jahre in Festungshaft im berüchtigten Spielberg verbrachte, wird hier ohne Pathos hauptsächlich als Herausgeber der Zeitschrift ›Conciliatore‹ betrachtet. Wie in Prag, so auch in Mailand, blickte man gern über die Grenzen der Monarchie hinaus. Der Mailänder Zirkel um Ludovico di Breme interessierte sich für die europäische Literatur, obwohl man mit einiger Befremdung erfährt, dass sich ihr Interesse an der deutschen Literatur praktisch auf Schiller beschränkte und dass sie – um 1816 (!) – in der englischen Literatur nur Richard Brinsley Sheridan und Samuel Rogers wahrnahmen. Aus diesen Diskussionen geht hervor, dass die Peripherien der Monarchie oft fortgeschrittener waren als das Zentrum. Begrüßenswert ist es auch, dass Kucher, indem er sein Augenmerk auf Ungarn und Italien richtet, der Beschränktheit einer aus parallel laufenden ›Nationalphilologien‹ bestehenden Literaturwissenschaft entgegenwirkt.

Bei der Diskussion des Realismus wird man natürlich nicht erwarten, dass Kucher etwa einen bisher unbekanntem oder übersehenen österreichischen Balzac aus der Vergessenheit hervorholt. Ebenso wenig aber legt er das Fehlen eines Balzac der Talentlosigkeit österreichischer Schriftsteller zur Last, sondern verweist auf die Zeitumstände, die, besonders nach den Karlsbader Beschlüssen, für die Entwicklung einer groß angelegten Realistik im Geist Balzacs oder Dickens' denkbar ungünstig waren. Stattdessen fand die realistische Erfassung der Gegenwart in anderen, vermeintlich harmloseren Gattungen statt, vor allem in der Reiseprosa, die bei Stendhal, Goethe und Heine einen Paradigmenwechsel von der wissenschaftlichen zur subjektiven Beschreibungsform erlebte, die der in Sternes ›Tristram Shandy‹ vollzogenen Subjektivierung der Erzählprosa parallel lief. Den mitteleuropäischen Autoren des frühen neunzehnten Jahrhunderts bot die Reiseprosa die „Möglichkeit neuartiger Zugriffe auf Wirklichkeit“ (164), wobei sich auch politische Beobachtungen und Reflexionen in den subjektiv geprägten Textduktus hineinschmuggeln ließen. Bis 1848/50 gab es Kucher zufolge rund 150 Texte, die zur österreichischen Reiseprosa gezählt werden können.

Im Unterschied zur deutschen Reiseliteratur befassen sie sich nicht mit den westeuropäischen Kulturmetropolen, sondern vorwiegend mit Wien (in den zahlreichen Beschreibungen Wiens von Johann Pezzls ›Skizze von Wien‹, 1786–1790, bis zu Stifters ›Wien und die Wiener‹, 1843), mit Südosteuropa und der Levante, und mit den peripheren Regionen der Monarchie (Galizien, Militärgrenze, Transsylvanien). Auffällig an den Stadtbeschreibungen sei der Gebrauch panoramaartiger, der Naturbeschreibung nachgebildeten Darstellungsmethoden.

Kucher bietet knappe Studien von zum Teil ganz vergessenen Texten, z. B. Joseph Kreils ›Mnemosyne. Ein Tagebuch, geführt auf einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich, Illyrien, Tyrol und Salzburg 1815 und 1816‹ (1817). Mit Bedauern aber stellt Kucher fest, dass der kritische Blick von Außen, den Reisende wie Kreil oder der Exilautor Sealsfield entwickeln, bei Beschreibungen heimischer Zustände durch eine behagliche Lobpreisung des biedermeierlichen Alltags, oder bestenfalls die Beschwörung josephinischer Ideale, ersetzt wird. Erst in Grillparzers Erzählung ›Der arme Spielmann‹ konstatiert Kucher eine produktive Dialektik zwischen Innen- und Außenperspektive, wobei der oft verständnislose Erzähler sowohl die kollektive Lebenslust des Wiener Volks am Brigittenauer Kirchtag als auch das Einzelschicksal Jakobs, der mit den strengen Forderungen der bürgerlichen Ordnung nicht zu Rande kommt, dem Leser vorführt. Besondere Aufmerksamkeit widmet Kucher dem bereits von ihm edierten Text von Charles Sealsfield, ›Austria as it is‹ (1828), in dem er Ansätze zur Heine'schen Polyphonie erblickt. Die Folie zu Sealsfields inhaltlich wie formal herausfordernder Darstellung bilden die im anschließenden Abschnitt behandelten Österreich-Darstellungen Anton von Groß-Hoffingers, der selbst als Exilant die politische Situation weit versöhnlicher beschreibt und wohl deshalb 1837 nach Österreich zurückkehren konnte. Auch im Roman ›Der Virey und die Aristokraten‹ (1834) erscheint Sealsfield als Bahnbrecher, der in seiner Handhabung zahlreicher Erzählstränge Gutzkows demokratischen Begriff des ›Romans des Nebeneinander‹ vorwegnimmt. Durch die Analyse einer Textpassage aus dem Anfangskapitel gelingt es Kucher, karnevalistische Züge und ein Netz von politischen Anspielungen aufzuzeigen. Auch Stifters Wien-Darstellungen erweisen sich als doppelbödig, indem sie eine kontrapunktale Mischung von biedermeierlichen Genreszenen und sozial bewussten, die ›dumpfe‹ Arbeitswelt momentan evozierenden Untertönen aufweisen. Bei Joseph Tuvoras ›Briefen aus Wien‹ (1844) hingegen wird eine distanzierte Erzählhaltung sowie ein Bemühen um systematische statt assoziative Darstellung und ein Verzicht auf den Leserbezug festgestellt, die diesen Text weit konservativer als Heines ein Vierteljahrhundert ältere ›Briefe aus Berlin‹ wirken lassen. Dem Novellisten Adolph von Tschabuschnigg kommt das Verdienst zu, die zeitgenössische Arbeits- und Wirtschaftswelt in den Griff bekommen zu haben, besonders in der Novelle ›Bürgerleben‹ (1835), wo er das Leben in der Handelsstadt Triest schildert. Dagegen scheint der letzte Roman von Caroline Pichler, ›Zeitbilder‹ (1840), seinen Titel kaum zu verdienen, denn den ganzen Vordergrund füllen familiäre Verwicklungen aus, so dass sozialgeschichtliche Neuerungen wie z. B. der Eisenbahnbau ausgespart bleiben. Obwohl diese Studie das Drama der Zeit nicht behandelt, drängt sich trotzdem der Gedanke auf, dass Nestroy als Autor von ›Eisenbahnheiraten‹, ›Zu ebener Erde und erster Stock‹ und ›Eine Wohnung ist zu vermieten [...]‹ der urbanen und sozialen Wirklichkeit aufgeschlossener war, als die Mehrzahl der hier behandelten Prosaschriftsteller.

Im dritten Teil wendet sich Kucher der Romanproduktion zu, wobei er von der Feststellung ausgeht, dass im deutschsprachigen Raum die programmatischen Forderungen nach einem neuen Bündnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit den Zwängen der Metternichzeit (sprich: Zensur) und den Erfordernissen des Marktes geopfert wurden. Es ist wohl unvermeidlich, dass die Leistungen österreichischer Schriftsteller an den europaweit einflussreichen Werken von Scott, Dickens und Balzac gemessen werden. Dabei entsteht die Gefahr, dass die österreichische Literatur des mittleren 19. Jahrhunderts doppelt rückständig erscheint. Wenn nämlich die deutsche Romanprosa der Zeit gegenüber diesen Wegbereitern des Realismus oft nur epigonal erscheint,

so kann deren österreichisches Pendant nur als schwache Nachahmung oder blasser Widerschein einer bereits als farblos und mittelmäßig zu qualifizierenden Literatur vorkommen. Ist Alexis ein Epigone Scotts, was ist dann Caroline Pichler?

Ohne die gegenläufige Gefahr einer Überbewertung einzugehen, zeigt Kucher, dass die in Österreich oder im Leipziger Exil entstandenen historischen Romane das Scott'sche Modell des Geschichtsromans nach Maßgabe ihrer lokalen Verhältnisse abwandeln. Allerdings sind im historischen Roman Mythologisierungen und Romantisierungen der Vergangenheit eher anzutreffen als sachliche, analytische Darstellungen wie in Scotts ›Waverley‹ (wo die Hochländer ihre romantische Aura dem Umstand verdanken, dass sie von vornherein dem Untergang geweiht sind, weil sie dem Siegeszug des letztlich zu begrüßenden Fortschritts nicht standzuhalten vermögen). Scotts Geschichtsmodell, worin vergangene Konflikte als ein notwendiger Teil der Herausbildung eines Nationalstaates begriffen werden, war zwar Wasser auf die Mühle der um die nationale Einheit bemühten deutschen Romanschriftsteller, ließ sich aber nur begrenzt auf die Verhältnisse in der Habsburgermonarchie übertragen, wo es galt, ein Gleichgewicht zwischen den Ansprüchen Österreichs und Ungarns zu finden und dabei die Autonomiebestrebungen der erwachenden ‚jungen Völker‘ anzuerkennen. Indem Kucher sich mit Pichlers ›Belagerung Wiens‹ (1824) auseinandersetzt, zeigt er, wie weit Pichlers Roman vom Scott'schen Modell abweicht: statt einen historischen Wendepunkt anhand repräsentativer Figuren zu erfassen, konzentriert sich die Autorin auf familiäre Konflikte, wobei die ‚große Geschichte‘ (die Türkenbelagerung) nur kurz aufblitzt. Zwar gelingt es Pichler, in der Gestalt des mit den Türken heimlich verbündeten Ungarn Zriny (recte Zrinyi) die Spannungen innerhalb des Habsburgerreiches zu fokussieren, dennoch bleibt ihr Geschichtsverständnis von einem letztlich eschatologischen Vertrauen in die allein selig machende katholische Religion bestimmt, so dass sie „doch nur eine biedere, restaurative Re-Lektüre patriotischer Geschichte“ liefert (287). Der Vergleich mit Herloßsohns tausendseitigem, im Spätmittelalter angesiedeltem ‚Roman-Gemälde‘ ›Der Ungar‹ (1832) wird dann angestellt. Das Scott'sche Geschichtsmodell und den ‚mittleren Helden‘ über Bord werfend, liefert Herloßsohn eine Galerie leidenschaftlicher, extremer Charaktere und ein vielsträngiges Gemisch aller gängigen Romangattungen (Staatsroman, Familienroman, Schauroman usw.), wobei auf der Diskursebene die von den positiv gezeichneten ungarischen Gestalten gepriesene ‚Freiheit‘ mit dem an Metternich und Sedlnitzky gemahnenden Staatsdenken des Wiener Hofes kontrastiert. (Über mögliche Zeitbezüge wäre wohl mehr zu erforschen.) Auch wenn, wie Kucher feststellt, Herloßsohn die Geschichte als „grandiose, leser- und marktbezogene Kulisse für individuelle Konflikte, Leidenschaften und Anmaßungen“ gebraucht (296), gelingt es ihm dennoch, Pichlers dynastisch-katholischen Rahmen zu sprengen, indem er geschichtliche Ereignisse als eine Dialektik von Gewalt und Widerstand begreift und auf eine einseitige Verherrlichung des nationalstaatlichen Zentrums zu Gunsten einer Aufwertung kultureller und geographischer Peripherien verzichtet, die der historischen und zeitgenössischen Wirklichkeit der Habsburgermonarchie entspricht.

Der ‚soziale Roman‘ vom Muster Balzacs, Dickens' oder auch George Sands hat sowohl die Realismus-Debatte als auch die Romanproduktion in den deutschsprachigen Ländern maßgeblich beeinflusst. Im Laufe dieser Debatte wurden die Analyse des gesellschaftlichen Wandels, die Hervorhebung wirtschaftlicher Faktoren, die detailreiche Spiegelung sozialer Verhältnisse in Hauptstadt und Provinz, überschwänglich gelobt. Wie gerechtfertigt diese Urteile waren und sind, zeigt Kucher in einem komparatistischen Kapitel über Balzac und Dickens, das den von Geld und Geiz bestimmten Familienroman ›Eugénie Grandet‹ und den Industrieroman ›Hard Times‹ in den Vordergrund rückt. (Obwohl Elizabeth Gaskell nirgends genannt wird, möchte man gern wissen, ob ihre Romane vom sozialen Konflikt, vor allem ›North and South‹, auf dem Kontinent Resonanz fanden.) Was hat nun Österreich Vergleichbares anzubieten? In Sealsfields – freilich außerhalb Österreichs entstandenem – ›Morton oder die große Tour‹ wird das

Finanzkapital als „Schlüssel zur Macht“ mit psychoanalytisch ausdeutbaren Untertönen dargestellt. Franz Schuselkas einziger Roman, ›Karl Guthertz‹ (1841), schildert, trotz des ‚sprechenden‘, allegorischen Namens des Titelhelden (man denke aber an Freytags Anton Wohlhart!), das Elend der Wiener Vorstädte und Vororte, allerdings um in eine „sentimentale[] Lokalgeschichte“ (337) zu münden. Warum in diesem Zusammenhang ein Kapitel über Stifters ›Abdias‹ eingerückt wird, ist etwas schleierhaft, es sei denn, dass Stifter in dieser Erzählung die Voraussetzungen des bürgerlichen Realismus, wie etwa die genealogische Ordnung, die zunehmende technische Beherrschung der Natur, die Sinnstiftung durch Arbeit und Pflichterfüllung besonders auffällig verrätstelt oder gar verneint. Wäre es nicht nahe liegender gewesen, die Darstellung der nur in der Großstadt möglichen Isolation und Verelendung in ›Turmalin‹ zu untersuchen? Dem Modell des ‚sozialen Romans‘ entspricht am ehesten der 1846 erschienene, 1876 ins Deutsche übersetzte Roman von Eötvös, ›Der Dorfnotar‹, wo aus einem dichten Netz von Familienkonflikten und Dorfintrigen ein „Panorama spätf feudaler Herrschaftspraxis“ entsteht (353). Ausschlaggebend für Eötvös‘ fiktionaler Leistung war nicht der provinzielle Rahmen der Romanhandlung (das Meisterwerk des englischen Realismus, ›Middlemarch‹, ist von Anfang bis Ende, mit Ausnahme der Hochzeitsreise nach Rom, in der Provinz angesiedelt), sondern die Erfahrung des Autors, der schon wichtige, auf genauer Sachkenntnis fußende publizistische Arbeiten über Armut in Irland, Judenemanzipation und Gefängnisreform veröffentlicht hatte.

Als Kucher nach dem literarischen Ertrag des Revolutionsjahres 1848 fragt, stellt er mit Bedauern fest, dass Wien zwar die Revolutionsberichte von Jakob Kaufmann und Ernst Violand, aber keinen so eingehenden Kommentar wie den von Varnhagen von Ense und kein der ›Neuen Rheinischen Zeitung‹ vergleichbares publizistisches Organ hervorgebracht hat. Zahlreiche liberal gesinnte Schriftsteller wechselten zur Reaktion über, so Karl Beck, Joseph Tuvora, Betty Paoli, während Grillparzer den Feldmarschall Radetzky als Hüter der alten Ordnung verherrlichte und Nestroy die „die revolutionären Projekte tendenziell verunglimpfende[] Posse“ ›Freiheit in Krähwinkel‹ auf die Bühne brachte (365). Ob Kucher Nestroys politische Haltung richtig einschätzte, sei dahingestellt, es muss aber betont werden, dass das Entsetzen der Zeitgenossen über die Radikalisierung der Revolution im Oktober 1848, die Ausbrüche roher Gewalt (besonders am 6. Oktober, als der Kriegsminister Latour von einer Menschenmenge umgebracht wurde), und die unnötigen Straßenkämpfe sehr gut nachvollziehbar und nicht einfach als „Haltung des Zwiespalts und des Regresses“ zu bezeichnen sind (ebenda). Immerhin ist Kuchers Behauptung beizupflichten, dass in der gedämpften Stimmung des Nachmärzes kein Aufblühen des Realismus, sondern vielmehr ein Abgleiten ins Triviale und Harmlose zu erwarten war. Während in Deutschland der Aufstieg des Nationalliberalismus mit der Entwicklung des bürgerlichen Realismus, vor allem in Freytags auch vom jungen Fontane als realistische Glanzleistung anerkanntem ›Soll und Haben‹, einher ging, wartete Stifter im ›Nachsommer‹ mit einer Bildungsutopie auf, die Kucher beschuldigt, „unter der Fassade abstrakter Humanität und natürlicher Ordnungen restaurativen Dünkel und selektive Realitätssicht“ zu propagieren (389). Es ist enttäuschend, dass Kucher es nicht für nötig hält, die abfälligen Urteile von Horst Albert Glaser und Arno Schmidt über den ›Nachsommer‹ einer Revision zu unterziehen, und dass er den Roman an sozialrealistischen Maßstäben misst, die an Stifters eigenartiger Leistung vorbeizielten. Dagegen aber gebührt ihm Dank dafür, dass er in einem längeren Abschnitt Leopold Komperts Roman ›Am Pflug‹ (1855) vor der Marginalisierung rettet, die wohl hauptsächlich der Etikettierung von Komperts umfangreichem Œuvre als Ghettoliteratur zuzuschreiben ist.

Erst in den achtziger Jahren bildete sich eine spezifisch österreichische Variante realistischer Erzählliteratur aus (Ebner-Eschenbach, Saar, Anzengruber, Franzos), die außerhalb der Spannweite dieser Studie bleibt. Ein knapper Abschnitt behandelt Ebner-Eschenbachs Kurzroman ›Božena‹ (1876) als Rückblick auf die Revolution sowie als feinfühligere Darstellung des Spannungsverhältnisses zwischen dem verfallenden Landadel und dem aufstrebenden Bürgertum.

Ein kurzer Hinweis auf die Anfänge einer sozialen Realistik bei Saar and Anzengruber in den siebziger Jahren stellt die Brücke her zu der späteren realistischen, manchmal sogar naturalistischen Erzählliteratur, die Karlheinz Rossbacher in ›Literatur und Liberalismus‹ gründlich behandelt hat.

Am Schluss plädiert Kucher für eine offene Literaturgeschichtsschreibung, die, statt eine einzige Traditionslinie herauszuheben und ihr einen „leeren Repräsentationscharakter“ (Benjamin) zu verleihen, sich auch für Stimmen aus der Peripherie hellhörig zeigt. Man könnte aber versucht sein, zu fragen, inwiefern eine solche Offenheit vereinbar sei mit den Voraussetzungen, die diese Studie strukturieren. Der Begriff der Moderne dient als teleologisches Ziel, das die Literatur, rechtzeitig oder verspätet, erreichen soll; die Entwicklung der französischen und englischen Literatur wird als paradigmatisch verstanden; die deutsche Literatur schlägt keinen Sonderweg ein, sondern arbeitet, mehr vielleicht in der Theorie als in der Praxis, auf einen bürgerlichen Realismus hin, der in der deutschsprachigen Literatur Österreichs, im Gegensatz zur ungarischen, nur ansatzweise anzutreffen ist. In diesem Zusammenhang ist es wohl unvermeidlich, dass die österreichische Literatur defizitär erscheint. Ohne einen österreichischen Sonderweg vorschlagen zu wollen, etwa indem man Roger Bauers These einer spezifisch österreichischen Kontinuität vom Barock zum Biedermeier, die hier mit gebührender Skepsis behandelt wird, wieder aufwärmt, neige ich zu der Vermutung, dass die österreichische Literatur in einem günstigeren Licht erschienen wäre, wenn Kucher das Nachleben des Josephinismus mehr betont hätte. Das josephinische Erbe, das vor allem im Kapitel über Schreyvogel zur Sprache kommt, wäre auch bei Stifter nachzuzeichnen und hätte wohl ein positiveres Verständnis von dessen Œuvre ermöglicht.

An der Komposition dieser aus einer Habilitationsschrift hervorgegangenen Studie wäre einiges auszusetzen. Zwar kann man sich dank der Kapitelfolge verhältnismäßig leicht orientieren, zumal im Inhaltsverzeichnis jede Kapitelüberschrift von einer kleinen Zusammenfassung begleitet wird, doch wirken die angehängten ‚Exkurse‘ etwas irritierend. Es ist nicht einzusehen, warum diese Exkurse, die eigentlich Fallstudien sind, nicht einfach in die Kapitelfolge hätten eingereiht werden können. Einmal sogar begegnet man mitten in einem Exkurs noch einem zweiten Exkurs (149–152), wo der Verfasser seine Beschreibung der Zeitschrift ›Der Sammler‹ plötzlich durch einen Vergleich zwischen dem Leipziger ›Telegraph‹ und der ›Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode‹ unterbricht.

Angesichts der zutiefst beeindruckenden literaturwissenschaftlichen Leistung, die hier vorliegt, fallen solche Einwände kaum ins Gewicht. Eine literarische Landschaft, die zwar kein dunkler Kontinent mehr, dennoch nur unvollständig erforscht war, wird hier zum ersten Mal klar und übersichtlich kartographiert. Vor allem muss man vor Kuchers staunenswerter Belesenheit den Hut ziehen. Es ist durchaus verzeihlich, wenn ihm gelegentlich ein Stoßseufzer entschlüpft: so gibt er zu, dass „sich die Lektüre des ›Mephistopheles‹ [Herloßsohns politisch-satirischer Roman aus dem Jahr 1833] als anstrengendes Unterfangen erweist“ (136); man wird aber für die unzähligen Hinweise auf halb oder ganz vergessene, jedoch lesenswerte Texte dankbar sein. Wohltuend ist auch seine Aufgeschlossenheit für die Auslandsgermanistik, vor allem im Stifter-Abschnitt, wo das Buch von Martin und Erika Swales (›Adalbert Stifter. A Critical Study‹, 1984), das sonst leider wenig Resonanz in der deutschsprachigen Stifter-Forschung gefunden hat, zitiert wird (338). Mit der englischen, französischen und italienischen Literatur und Literaturwissenschaft zeigt er sich bestens vertraut. Infolge der dadurch ermöglichten komparatistischen Perspektive hat Kucher nicht nur eine ungemein scharfsinnige und inhaltsreiche Studie vorgelegt, die für die absehbare Zukunft ein Standardwerk sein wird, sondern auch das Studium der österreichischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts auf ein neues Niveau gehoben.

Ritchie Robertson (Oxford)